

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 185.

Mittwoch, 11. August.

1915.

(27. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

Es schien wirklich eine gute Wendung in Brunos Leben eingetreten zu sein. Er schrieb dem Vater eingehend über seine Vorlesungen, was bewies, daß er sie wirklich und mit Interesse hörte. Er zeigte, daß ihn seine traurigen Erlebnisse zum Manne gereift hatten. Annas Tod war ihm tiefer gegangen, als er eingestehen möchte. Dr. Dornberg hatte er gesagt, daß er nie wieder diese Schuld von seinem Gewissen abwälzen vermöchte.

„Nichts ist nutzloser als eine untätige Reue!“ war dessen Antwort gewesen. „Wenn Sie glauben, ein Unrecht begangen zu haben, so suchen Sie es gut zu machen. Als Arzt haben Sie dazu die beste Gelegenheit. Tragen Sie Ihre Schuld ab an armen, leidenden Menschen; nur keine müßige Selbstbespiegelung; nur kein armeliges Seufzen und Trübsalblasen!“

Nachdem Dornberg sich bei Bruno als so erfolgreicher Seelenarzt erwiesen hatte, wurde sein Name in der Familie Robertus nur mehr mit einem feierlichen Klang der Dankbarkeit genannt. Felicitas hatte auch unbedingtes Vertrauen zu dem Mann, der solche Wunder wirkte und auch sie hoffte von ihm eine Klärung ihres verworrenen Lebens. Sie schrieb ihm, ob er, der so viele Beziehungen habe, ihr nicht eine Reisebegleitung in die Kolonien vermitteln könne, und gestand, daß ihr Herz sie hinziehe zu dem Gatten, und daß es ihr doch an Mut fehle, ganz allein die weite Fahrt zu wagen, ja daß sie einen Anstoß von außen brauche, um ihren Entschluß durchzuführen.

Nur Oly mußte schweigen vor ihm, sie, deren Gedanken doch so oft um die Villa in Marienbad flogen!

Manchmal durchzuckte sie wie ein bohrender körperlicher Schmerz eine wilde Eifersucht. Wen liebte er? Welche Frau spielte eine Rolle in seinem Leben? Unter den vielen schönen Patientinnen, die ihn anbeteten, wer war die Erwählte?

Und dann besann sie sich mit Entsetzen, daß er das ja vorausgesehen, daß seine Prophezeiung sich erfüllt hatte.

Das war die Rache, mit der er gedroht, als sie über seine Leidenschaft gelächelt hatte. Er hatte gewußt, daß sie ihn noch einmal lieben würde!

Befahl er denn Zauberkünste, um seinen Willen durchzusetzen, um die Menschen zu bezaubern!

Nun, es war Sommer geworden, und zum erstenmal seit ihrer Kinderzeit durchlebten Felicitas und Oly diese warmen, langen Zultage in der Stadt. Es fehlte das treibende Element, die Mama fehlte, die Sommerpläne gemacht, die gerne Abwechslung ins Leben gebracht hatte. Felicitas wollte die Zeit, die sie noch daheim verleben sollte, dem Vater widmen, dem sie sich in ihrer ersten Stimmung viel näher gerückt fühlte als früher, und Oly blieb am liebsten an Ort und Stelle, vielleicht, ohne es sich klar einzugestehen, weil Dornberg sie am ehesten in München auffuchen und

finden würde, wenn er wieder im Flug nach dem Süden reiste.

Auch Bruno kam in den Ferien nach Hause. Und doch war es nun so still in dem einstmalig so lauten Heim. Dr. Robertus überkam zuweilen ein früher nie gekanntes Behagen, wenn er abends in Ruhe bei seinen Kindern saß, nur wenn sein Blick auf Felicitas fiel, dann flog wieder ein trüber Schatten über sein Gesicht.

Ein Brief Dornbergs brachte neue Erregung nach dieser Windstille. Er schrieb an Felicitas, er habe sich eifrig in ihrer Angelegenheit bemüht und könne ihr nun eine sehr angenehme Reisegesellschaft empfehlen, ein junges Ehepaar, das sich in ein paar Wochen auf dem deutschen Dampfer „Prinzess Alice“ einschiffen wolle, um nach Swakopmund zu fahren. Übrigens wäre auf demselben Schiff auch ein Missionar, der sich bei der Weiterreise freundlich ihrer annehmen würde, so daß sie in bestem Schutz und in lebenswürdiger Begleitung die weite Fahrt antreten könnte.

Felicitas antwortete sofort, daß sie nun nicht länger mehr zögern wolle, danke ihm in warmen Worten und bestellte sich noch am selben Tage ihre Kabine.

In den Wochen, die nun folgten, drehte sich alles Interesse um die junge Frau. Jedes bemühte sich, ihr noch vor der Trennung Liebes zu erweisen, man half ihr bei den raschen Vorbereitungen, studierte mit ihr die Karten, vereinbarte Adressen und eine Chiffer für Depeschen, so daß die Gedanken der Familie schon mit ihr voraus über das Meer wanderten. Nun blieben nur mehr wenige Tage bis zu ihrer Abreise nach Genua, wo sie ihre Reisegesellschaft treffen sollte.

Sie hatte sich entschlossen, einen Brief an ihre Schwiegereltern zu schreiben, um ihnen zu sagen, daß sie nach Südwest reise und ihrem Sohne ihre Grüße, vielleicht auch irgend eine Sendung, die sie für ihn hätten, mitbringen könnte.

Es war keine Antwort erfolgt.

Dieses Schweigen hatte sie tiefer verstimmt, als sie den Thron eingestehen wollte.

Wenn er so unversöhnlich blieb wie die Eltern! Wenn er sich auch mit stummer Abweisung von ihr abwendete! Was dann?

Sie war so zuversichtlich gewesen, als der Vater sie gewarnt hatte vor Illusionen! Dr. Robertus hatte schließlich jeden Versuch, sie zurückzuhalten, aufgegeben. Wenn sie an Walters Verzeihung glaubte, durfte er ihr den Weg zu ihm, den einzigen Weg, um ihr Leben wieder in eine ruhige Bahn zu lenken, nicht versperren. Aber ihm war das Herz schwer von Sorge um sie.

Je näher der Abschied kam, desto mehr verließ sie ihre hoffnungsfreudige Erregung, desto banger schienen ihre Nerven zu zittern.

Sie ward totenbleich, als Bruno eines Abends sagte:

„Heute war eine Depesche angeschlagen über neue Unruhen unter den Gottentotten.“

So erschreckt blickte sie ihn an, daß er rasch hinzufügte:

„O, es scheint ein Aufruhr im Innern zu sein! Walter steht ja in Windhuf, soviel ich weiß.“

Am nächsten Tage mußte Felicitas noch in das Bureau des Kolonialamtes, wo sie verschiedene Adressen und Empfehlungen mitbekommen sollte. Bruno begleitete sie.

Sie wurden sehr artig empfangen, aber als der Sekretär an Felicitas sich wendete, ihren Namen hörte, wurde er verlegen, zurückhaltend, und stammelte: Einer der Herren sei gerade nicht anwesend, ob die Dame vielleicht am nächsten Morgen wiederkommen könne?

Bruno, dem dieses Benehmen auffiel, wollte etwas gereizt antworten: Seine Schwester sei doch bestellt worden, und sie reise in den nächsten Tagen, aber Felicitas bat ihn mit einem flehenden Blick, zu schweigen. Ihr böses Gewissen ließ sie vermuten, daß man Schlümmes über ihre Ehe gehört habe, daß man ihr die Empfehlungsbriefe verweigern wolle, weil sie von ihrem Manne geschieden war.

Sehr niedergeschlagen kam sie nach Hause.

Es fiel ihr trotzdem auf, wie schweigend ihr Vater war, wie ernst auch Bruno und Oly ihre Köpfe auf die Bücher senkten, es förmlich vermieden, sie anzusehen. Zu ihr sprach man sanft und schonend wie zu einer Kranken. War es der nahe Abschied, der so schwer auf allen lastete?

Auch ihr ward es immer angstvoller zumute.

Am anderen Morgen wollte sie die Morgenpost holen, die sonst auf einem Tischchen im Flur lag. Die Blätter waren weg und das Dienstmädchen gab eine verlegene Antwort.

Beim Frühstück wieder diese verlegenen, mitleidigen Mienen.

Was ging denn hier vor? Warum verstummten sie alle, wenn sie eintrat? Sie ertrug diese drückende Stille nicht mehr, und als sie hörte, daß es im Speckzimmer leer geworden war, klopfte sie beim Vater und sagte:

„Bitte, Papa, geh' doch du mit auf das Kolonialamt. Der Herr war gestern so sonderbar. Es wäre mir so lieb, wenn du irgend Zeit hast!“

Dr. Robertus stand von ihr abgewandt am Schreibtisch. Einen Moment schweig er.

„Jel! Meine liebe Jel!“ sagte er dann mit verschleierter Stimme und drückte sie an sich, wie er es seit den Kindertagen nicht mehr getan.

„Ich kann es dir nicht länger verbergen. Es steht in der Zeitung. An jeder Straßenecke kann dein Blick auf die telegraphische Nachricht fallen. Ich habe gestern eine Depesche von Walters Eltern erhalten.“

„Um Gotteswillen! Was ist geschehen. Er war im Gefecht? Er ist verwundet — krank?“

Dr. Robertus senkte traurig das Haupt.

„Er ist bei einem Zusammenstoß mit einem Trupp aufständischer Götzentotten gefallen.“

Er zwang es sich mühsam über die Lippen und sein Herz zerbrach fast vor Mitleid mit seinem unglücklichen Kind.

„Nein! Papa! Nein!“ schrie sie mit wirren Augen. „Nein, das ist nicht möglich! Das kann das darf nicht sein! Tot, ehe er mir verziehen hat, ehe ich ihn wieder gesehen habe! So grausam kann das Schicksal nicht sein!“

Dann riß sie sich los aus den Armen, die sie hielten, stürzte an den Schreibtisch, wo noch die Depesche lag, las die kurzen, nüchternen Worte und stammelte herzzerreißend:

„Tot! Tot durch meine Schuld! Ich hab' ihn in den Tod gejagt!“

In rasendem Schmerz fiel sie nieder in die Knie, drückte das Gesicht in die Hände und stöhnte nur immer wieder in wilder Selbstanklage: „Wie darf ich denn noch leben? Ich bin seine Mörderin! Um meiner willen ist er fort! Er hat sterben wollen, weil ich ihm das angetan habe!“

Der Vater zermarterte sich seinen Kopf um ein einziges, armes Wort der Beruhigung, des Trostes.

„Ein rascher Soldatentod, eine Kugel in die Brust! Glaub mir, mein Kind, es ist besser, als was so manchen andern trifft! Besser als das Stiechtum, das wir täglich sehen!“

Sie warf sich aufschluchzend wieder in die Arme des Vaters.

„Aber er war doch noch so jung! Und wenn ich ihn nur einmal noch gesehen hätte! Nur ein Wort, ein einziges Wort, wenn ich ihm noch hätte sagen dürfen wie lieb ich ihn hatte trotz allem! Rängst hätte ich zu ihm fahren können! Aber erbärmlich feig bin ich gewesen! Und nun ist es zu spät! Alles vorbei! Alles, alles aus! Tot! Tot!“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menschen: abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit.

Im Lager der Expeditionsarmee auf Gallipoli.

Die Operationen der englisch-französischen Truppen auf Gallipoli haben trotz aller Anstrengungen bisher keinerlei positives Ergebnis gehabt. Auf ein kleines, am Strand gelegenes Stück der Halbinsel, in und um Sedd-ül-Bahr zusammengedrängt, müssen die Expeditionstruppen gegen hundertlei künstliche und natürliche Hindernisse ankämpfen. Ein anschauliches Bild dieser Schwierigkeiten und des heißen Ringens in Staub und Dunst des glühenden Klimas erblickt aus einem in der Pariser „Illustration“ veröffentlichten Bericht eines Augenzeugen. „Noch bevor man vom Meer aus den Strand erreicht, begrüßen den Nahenden tausende Granaten, die mit dumpfem Laut in die Wogen schießen. Die Sonne brennt über dem Land und leuchtet auf dem Meer. Die ganze Erde dunstet und funkelt in der Hitze. Im Osten liegt in ferner Einsamkeit das geheimnisvolle Asien. Im Westen Imbros und Samothraze. Und vor dem Spiel des Lichts, das vom Morgen bis zum Abend inmitten dieser Größe ständig wechselt, mühte man daran denken — wenn die Menschen einem zum Denken Zeit liehen —, was für eine wunderbare Erfindung die Natur doch ist. Aber uns gegenüber liegt der Feind! ... Als wir hierherkamen, leuchtete noch alles in den glücklichen Farben eines grünen Teppichs mit bunten Blumen. Jetzt ist alles steinig, verstaubt und kahl. Der Wassermangel ist außerordentlich groß. Zwei überriechende Bäche winden sich zum Meer. Sie sind so schmal, daß man von einem Ufer zum anderen springen kann. Allerdings werden die zahlreichen ausgetrockneten und steinigen Furchen oft aus der Tiefe mit angesammeltem Regenwasser gefüllt; aber dieses Wasser ist durch die in der Erde ruhenden Leichen vergiftet. Der Strand hat die Gestalt eines von Ruinen umgebenen seichten Kessels, der mit ionischen Zelten, mit Wagen, Kisten, Holzwerk und Eisenteilen aller Art besät ist. Zur linken dieses Sammelplatzes erheben sich die Überreste eines griechischen Tempels, dessen Profil von einer nackten Hügelkuppe in die Luft ragt. Rechts liegt die Enge der Dardanellen, und in dieser Umrahmung hat sich im Lauf der Zeit der Ort Sedd-ül-Bahr entwickelt. Wie eine in Staub zerfallene Ansiedlung gewaltiger Raubvögel — so liegt Sedd-ül-Bahr vor uns. Die Häuser mit ihren zerstörten Mauern gleichen verlassenen Gräbern. Durch die schmalen, gewundenen, ansteigenden Gäßchen tanzen Fliegen in der Sonne. Die Häufen scheinen jeden Augenblick unter dem Donner der Geschütze zu schwanken. Die Steine sind rot gefärbt, als sollten sie verbluten. Man beugt sich über den zerschossenen Mauern in die Einsamkeit hinaus. Keine Blume, kein Grün, kein Gras, nur Staub, Asche und Kalk.“

Zwischen dem Wirrwarr aufgerissener Häuser und eingestürzter Höfe bewegen sich die Soldaten, um Trümmerstücke zum Bau von Unterständen und Kasematten zu suchen. Die vereinigten englisch-französischen Truppen müssen auf einem sehr engen Raum haufen. Sie liegen zwischen den wellenartigen Erhebungen des Bodens, die jedoch zu niedrig sind, um

vor den Augen des Gegners und seinen Geschossen Schutz zu bieten. Dagegen sind die Stellungen und Bewegungen des Feindes in dem hügeligen Terrain fast unkenntlich. Das französische und das englische Lager sind streng voneinander getrennt. Daher bewegt sich der Verkehr zwischen Franzosen und Engländern in sehr engen Grenzen; er beschränkt sich auf einen Tauschhandel von Brot und Marmelade. Diese bescheidenen Handelsbeziehungen stellen den Kontakt zwischen den Soldaten der beiden Lager her. Dabei gibt es oft komische Zwischenfälle und Mißverständnisse infolge mangelnder Kenntnis der verschiedenen Sprachen. Die gegenseitigen Besuche sind untersagt, weil man befürchtet, daß das dadurch vermehrte Chaos der verschiedenartigsten Rassen und Uniformen es einem türkischen Rundschaffer erleichtern könnte, sich in die Lager einzuschleichen. . . Der Geschützklampf währt den ganzen Tag hindurch; manchmal dröhnen die Geschosse regelmäßig, stundenlang in denselben Abständen; dann wieder folgen die Entladungen einander immer schneller, immer rasender, und 25, 30, 40 Granaten regnen auf einen engen Platz herab. Dann gilt es, sich eiligst zu verbergen. Aber dieses Deckungsuchen ist nicht immer eine leichte Sache. Stellen, die gegen schwere Granaten Schutz bieten, sind äußerst selten. Das Benehmen der Soldaten im Geschützfeuer erinnert oft an den Hasen, der im Augenblick der Gefahr den Kopf zwischen den Flügeln verbirgt. Dieses im Feuer nach Schutzsuchen ist sehr oft rein psychologischer Natur. Oft genügt ein Zelttuch, um sich das Gefühl des Geborgenseins zu verschaffen. Aber was soll man denn schließlich vor einer solchen Unmenge fliegenden Eisens beginnen? Die Festigkeit des Feuers zwingt mich, aus dem Dorf zur Küste hinabzusteigen. Die Granaten stürzen auch auf den Strand und zerstreuen große Stapel von Lebensmittelvorräten. Alles läuft, um die geborstenen Weinfässer zu retten. Die Kanonenschüsse erschüttern die Luft wie ein wahrhaftig gewordnetes Orchester von riesenhaften Trommeln, Pauken und Schallbecken. Die feindliche Stellung auf der Höhe uns gegenüber, in einer Entfernung von 3 Kilometern, die sonst einer Linie farbloser Erde gleicht, verwandelt sich in einen Feuer, Rauch und Eisen speienden Ball. Raje-statische Wolken steigen auf wie unter dem Kommando eines unsichtbaren, unerhörten Zauberers. Abirgins ist der Feuerregen, der an der ersten Strandwelle beginnt und bis zum vordersten Schützengraben reicht, nur eine der Gefahren auf Sedd-ul-Bahr. Die glühenden Ausstrahlungen des himmlischen Feuers, die Berührung mit der siedenden Wärme der Sonne, die Sandwirbel und die Sturmböen sind oft noch schwieriger zu ertragen. . . (kz.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das „Kriegerische“ Mobilier. Der Krieg hat eine neue Art von Kleinkunst hervorgerufen. Es sind das die Gegenstände, die von den Soldaten hinter der Front aus Granat-splitttern und anderem Kriegsmaterial verfertigt werden. Über die Erzeugnisse dieser Art, die in Frankreich den Weg aus den Kampflinien in die Hauptstadt finden, weiß das „Journal des Débats“ interessante Einzelheiten zu berichten. Die Kunst- und Gebrauchsgegenstände, die im Felde verfertigt werden, nehmen fortwährend an Zahl und Verschiedenartigkeit zu. Der am häufigsten von Soldaten verfertigte Gegenstand ist wohl das Papiermesser. Es besteht aus einem Granatstück, dessen obere Hälfte sorgfältig geschliffen wird. Patronen dienen meistens zur Herstellung von Federhaltern. Doch drei aneinandergesetzte Patronen ergeben ein wunderbares Feuerzeug; die eine enthält den Docht, die andere den Brennstoff, an der dritten wird das Mähdchen zum Zünden angebracht. Man kann auch einen vorzüglichen Raucherhaken aus Patronen und Gewehrgeößen zusammenstellen. Auf einer Holzplatte, in die ringsum ein Kreis liegender Gewehrgeößen als Umrahmung eingelassen ist, bringt man Patronen verschiedener Kalibers an: eine große für Zigarren, eine kleinere für Zigaretten und eine ganz kleine für Streichhölzer. Wenn man besonders kunstfertig ist, kann man auch jede dieser Patronen mit einem Kreis kleiner Geschosse umgrenzen. Nun schraubt man noch die Aluminiumkapsel eines Schrapnells als Aschenbecher an — und der herrlichste Raucherhaken ist fertig. Die Kisten oder Brander scheinen eigens erfunden worden zu sein, um als Randelaber zu dienen. Eine

Anzahl davon, in kronenartiger Anordnung an drei Ketten aufgehängt, erweist sich als wunderbare Lampe für ein Wohnzimmer. Am meisten begehrt sind unexplodierte Granaten. Was läßt sich nicht alles aus solch einer Granate machen! Wand- oder Stehlampen, Bombentiere, Blumenvasen, Bären-flaschen und hundertelei andere Gegenstände können daraus entstehen. Gibt es für einen Mann einen eigenartigen Schmuck als eine Uhr in Form eines 7ber- oder 12ber-Geschosses? Die Granaten-Bombentiere ist allerdings etwas schwer, aber welche hübsche Entdeckung, wenn man in dem geöffneten Geschoss friedliche Schokolade findet! Und welcher Stolz, welcher herrlicher Trost für einen untätigen Privatisten während des Schlafes die Füße an eine Wärmflasche zu drücken, die in Wirklichkeit nichts weniger ist als ein echtes Geschoss.

Die „deutschen Barbaren“ lernt man in den Kriegsbrieffen des bekannten Düsseldorfer Meisters Theodor Moehll kennen, die im neuesten Heft von Veithagen und Klings Monatsheften fortgesetzt werden. Es heißt da u. a.: Der Verkehr hier mit den Einwohnern hat oft für mich etwas Rührendes. Kam da gestern Hannus aus der Küche herauf, und trat trotz seiner Kommissstiefeln, so sanft auf, daß er plötzlich wie ein Geist vor mir stand. „Aber Hannus — warum denn auf einmal so leise?“ „Der kleine Heinrich schläft“, war die gleichmütige Antwort. So was sollte man doch uns „Barbaren“ gar nicht zutrauen. Aber: so geht's doch nicht bei uns allein zu, sondern in allen Höfen und Häusern, in denen die Einwohner so vernünftig waren, daheimzubleiben. Wände könnten man damit füllen. Gestern nahm Hannus Unterricht im französischen Grammatik bei dem halbwüchsigen Mädel unter. Bis 10 ging's glatt. Aber sein Ehrgeiz treibt ihn weiter. — Und in dem Verkehr mit dem erwachsenen weiblichen Geschlecht habe ich wirklich noch nichts Unangenehmes bemerkt, ausgenommen einige Fälle, bei denen die Anregung von französischer Seite ausging. So erinnere ich mich noch lebhaft der beiden Tage in Orenville in der Champagne, als ich eben vom Gardekorps zur Maschinengewehrkompanie übergesiedelt war. Die ganze männliche Bevölkerung war in der Kirche wegen dringlichen Spionageverdachts eingesperrt, während die Weiber, jung und alt, schön und häßlich, in ihren Häusern hausten, unter dem Schutze unserer Leute. In meinem Quartier ging ein hübsches 17jähriges Mädel aus und ein. Niemand trat ihr zu nahe, und sie ging einher, so frei und anmutig, daß es eine Freude war; sie natürlich innerlich freute sich über den Beifall, der ihr aus tausend Augen entgegenblitzte. Je länger, je mehr Respekt überhaupt bekomme ich vor der Zurückhaltung und der gar nicht zu beschreibenden Fähigkeit unserer sieben Schützengräber.

Was die Franzosen den Engländern vorwerfen. Die immer mehr steigende Unzufriedenheit der Franzosen mit den Leistungen der Engländer im Krieg beginnt nun auch die Londoner Presse zu beschäftigen. In einem Artikel, der England durchaus nicht von aller Schuld freispricht, setzt der Pariser Berichterstatler der „Daily Mail“ die Art und die Gründe des französischen Mißvergnügens auseinander: „Es wäre zwecklos, wenn wir behaupten wollten, daß unsere französischen Verbündeten mit uns zufrieden sind. Sie sind es im Gegenteil durchaus nicht. Zweifellos sind unsere offiziellen Beziehungen die denkbar besten. Aber es gibt auch eine Volksstimmung; und diese kritisiert uns — nicht ohne Berechtigung. Ein französischer Soldat, der eben aus dem Schützengraben gekommen war und seinen Urlaub in Paris verbracht, erklärte mir kurz und bündig: „Wir wünschen nicht zu wissen, was Sie getan haben. Wir wollen nur dies wissen: ob Sie alles getan haben, was in Ihrer Macht liegt. Wir wollen, daß die Engländer zu uns kommen und uns sagen können: Franzosen, wir geben Euch unser Wort, daß wir alles tun, was wir vermögen. Erst an dem Tage, an dem Sie uns ehrlich dies sagen können, werden wir zufrieden sein. Bis dahin können Sie uns nicht tadeln, wenn uns in den Schützengräben oft weh zumute ist, da wir von der Überfüllung der Kinos und Theater und von den Streiks in England lesen. . .“ Aber nicht nur einfache Soldaten sind dieser Ansicht; auch Politiker und hervorragende Presseleute haben die gleiche Meinung. Der ehemalige französische Minister des Aßern, Gabriel Bonvalant, erklärt in der „Revue Hebdomadaire“: „Von England kommen alle möglichen großen Worte zu uns, an die wir monatelang glauben, bis sie schließlich nichts als Rummel in uns zurücklassen. Hat nicht die englische Presse für die russischen Armeen den Namen der „großen Damyswalze“ er-

funden? Hat nicht Kitchener sie einen „unwiderstehlichen Faktor“ genannt? Hat er nicht für den Frühling sichere Siege angekündigt? Der Munitionsmangel hält uns auf. Tage und Wochen vergehen. Die englischen Minister haben wunderbare Phrasen gebraucht, aber ihre Taten waren nichtig. . . Auch der „Tempo“ und der „Matin“ stimmen in den gleichen Auf ein: „Die Idee des nationalen Gewissens ist niemals ganz in die Seele der Engländer eingebrungen. Der Krieg darf durch die Unentschlossenheit Englands auch nicht um eine Stunde verlängert werden. Neben genügen nicht, wir brauchen Taten. England hat viel getan, aber es hat noch lange nicht seine militärische Aufgabe erfüllt. . .“ Auch Georges Clemenceau hält mit seinem Urteil nicht zurück. Er sagte: „England urteilt immer nur vom Standpunkt seiner insularen Lage. Die Gefahr, die gewaltig, ja geradezu rotnäslig ist, wenn man so sagen darf, scheint für die Engländer noch in weiter Ferne zu liegen. Nun ja, Calais ist ja schließlich auch französisch! . . .“ Dies sind die Ansichten verantwortlicher Persönlichkeiten. Das Volk in Frankreich ist mindestens ebenso streng mit uns, in besonderem Maße die Frauen. Sie hörten, daß in der englischen Armee Urlaube eingeführt wurden, lange bevor der französische Generalstab den Soldaten Frankreichs den ersten Urlaub bewilligte. Sie betrachteten in ihren Gedanken die 500-Meilen-Front der Franzosen und die 80-Meilen-Front der Engländer. Und sie glauben sogar an Berichte über englische Soldaten, die sich weigerten, ins Gefecht zu gehen, bevor sie ihre übliche Mahlzeit erhalten hatten. Bezeichnend für die französische Stimmung ist folgende in Paris erzählte Anekdote: Auf die Frage, wie viel Mann England an der Front habe, erwiderte ein französischer General: „Vierhunderttausend.“ „So wenig? Ich dachte, es wären 800 000!“ „Allerdings“, antwortete der General, aber 400 000 davon sind immer damit beschäftigt, für die anderen 400 000 Tee zu kochen. . .“

Rom im Kriege. Während Venedig gegenwärtig den Anblick einer vom Kriege bedrohten Stadt bietet, die sich in Dunkel hüllt, um dem Feinde kein Ziel zu bieten, ist das äußere Bild Roms infolge seiner großen Entfernung vom Kriegsgelände noch ziemlich unverändert. Aber auch in der Hauptstadt Italiens macht sich — wenn auch in anderer Weise — der Einfluß des Krieges geltend, wie aus einem Artikel des römischen Berichterstatters der „Daily News“ ersichtlich ist. „Der Krieg äußert sich hier ganz besonders in der offiziellen und inoffiziellen Haltung des Publikums gegenüber den in Rom anwesenden Vertretern der Alliierten. Am herzlichsten und gefühlsmäßig am meisten begrüßt sind sicherlich die Franzosen, deren Wesen der italienischen Art so nahe verwandt ist. Auch England ist hier beliebt, aber die Engländer wirken weitaus mehr als entferntere Fremde, als die Franzosen und Belgier. Darum verfolgen die öffentliche Meinung und das öffentliche Interesse mit größter Aufmerksamkeit alle aus England und Rußland kommenden Äußerungen und Kundgebungen, während man dem Geist Frankreichs blindlings vertraut. Die lärmenden Volkshandgebungen in den Straßen, die während der gekrönten „Neutralität“ Italiens an der Tagesordnung waren, sind bald nach Kriegsbeginn verstummt. Dafür sind fast alle in den römischen Theatern gespielten Stücke gewissermaßen politische und kriegerische Kundgebungen, die von der Bühne herab an das Publikum gerichtet werden. Das römische Theaterleben wird vollständig von dieser neuen Art von „Neuen“ beherrscht. Ich möchte einer solchen Aufführung bei, die zugunsten des blauen Kreuzes in Anwesenheit des englischen Botschafters stattfand. Das Stück behandelte die Vorgeschichte des Krieges, und Wilson und Biollini waren die Hauptpersonen. Später trat ein Schauspieler in der äußerlich nicht sehr gelungenen Rolle eines Offiziers der englischen Kriegsmarine auf. Er hielt eine Rede über die Gründe, die England zum Eintritt in den Krieg veranlaßt haben; hierauf stand das Publikum auf und sang „God save the King“. In der folgenden Szene trat ein „alter Garibaldi“ auf. Da Nicotri Garibaldi selbst in einer Loge saß, standen wir wieder auf und sangen die Garibaldihymne. Garibaldi erhob sich und erzählte in einer Rede, wie sein Pferd im Feldzug von 1866 verwundet wurde, und forderte alle Anwesenden auf, sich an der Sammlung des blauen Kreuzes — zur Pflege kriegsverletzter Tiere — zu beteiligen. Den Abschluß der Vorstellung bildete ein von einem „Sozialisten“, einem „Anarchisten“ und einem

„Priester“ gesungenes Verbrüderungsterzett; und als der Priester ein Taschentuch in den italienischen Farben schwenkte und „Avanti Savoia“ rief, erreichte der Beifall seinen Höhepunkt. . . Auf der Straße tut sich der Krieg vor allem in den amtlichen Ankündigungen aller Art kund, die die Mauern bedecken. Die letzte Ankündigung der Stadtverwaltung enthält alle Maßregeln, die im Falle eines Luftangriffes von der Bevölkerung zu ergreifen sind. Der Krieg bringt auch in die Kirchen; von allen Kanzeln herab werden Predigten über den Patriotismus abgehalten. Da man in Rom ständig mit der Möglichkeit eines Luftangriffes rechnet, ist die Stadt abends bereits merklich verdunkelt.“

Indochinesische Mobilisierungsgeschichten. Das Tschow wabohu exotischer Söldner, das unsere Feinde aus allen Ecken der Erde gegen uns aufgebieten haben, ist in jüngster Zeit noch etwas hunter und merkwürdiger geworden, denn inzwischen sind auch allerhand Völker Indiens, vor allem Annamiten und Tongkinesen, nach Europa expediert worden. Über diese in mehrfacher Hinsicht interessante Generalmobilisierung im französischen Indochina, wie die hinterindischen Besitzungen Frankreichs seit einiger Zeit offiziell heißen, bringen die neuesten Blätter des „Ostasiatischen Lloyd“ allerhand Bemerkenswertes. Die Mobilisierung war im Grunde das ureigene Werk des jüngst eingetroffenen neuen Gouverneurs Roume, der über Cochinchina und Tongking zugleich den Belagerungszustand verhängte. Sehr zum Mißfallen der Kolonisten, die durch die Einberufung zum großen Teil wirtschaftlich ruiniert werden und nicht recht einsehen können, wie dem großen Frankreich, an dessen Siege nach den amtlichen Berichten nicht zu zweifeln ist, so viel an dem kriegsstarren Bataillon von ganzen 900 Mann gelegen sein kann, das die große Kolonie mit Mühe und Not zusammenbrachte. Der „Courrier d'Haiphong“ machte sich dann auch gleich am Tage der Verkündung der Mobilisierung über das „Bulletin Officiel Français“ lustig, das emphatisch von der 2½-Millionen-Armee an der Front, ihren 1½ Millionen Reserven, der vorzüglichen Gesundheit und Ausrüstung der Truppen und ihrer Siegesicherheit erzählt, während man gleichzeitig in den fernsten Kolonien um Hilfe bettelt. Auch die Annamiten werden der Ehre gewürdigt, sich im fernsten fremden Lande für Frankreich zu verbieten; ein Manifest des Gouverneurs macht ihnen klar, „sie wünschten, wie er wisse, nichts anderes, als an der Seite der Franzosen zu kämpfen und, wenn Frankreich ihres Armes bedürfe, würden sie darüber glücklich sein.“ Die Annamiten sind ein fleißiges, friedliches Volk, das bisher von seinen französischen Unterbrüdern nicht gerade viel Gutes erfahren hat. Zu ihrem Bedauern hat es die französische Verwaltung noch nicht fertiggebracht, die kriegerischen Khmer und die wilden Laos-Stämme der nördlichen Berglande, die ein den Gurkha ähnliches Truppenmaterial abgeben würden, zum Solddienst zu zwingen. Dafür sind alle eingeborenen Reservisten der Jahrgänge 1907 bis 1911 der tongkinesischen Regimenter 1 bis 4 einberufen worden; sie sollen die Lücken ausfüllen, die durch die Bildung des „Bataillon de Chine“ aus den aktiven Mannschaften dieser Regimenter entstanden sind. Dieses aus Annamiten und Tongkinesen kombinierte Bataillon sollte angeblich zur Befreiung Tsingtau abgehen, wurde aber in Wahrheit natürlich nach Europa eingeschifft. Die hinterindischen Expeditionskorps gehen nämlich zuerst nach Port Said, um von da je nach Bedarf nach Europa oder dem „Corps Expeditionnaire d'Orient“ zugeteilt zu werden. Mit der Verhängung des Belagerungszustandes wurde natürlich auch die Zensur eingeführt, die in Cochinchina ziemlich milde, in Tongking sehr streng gehandhabt wird. Zum großen Mißfallen von Reaktion und Besern erscheinen die Zeitungen mit großen weißen Lücken. Als mindestens originell und zur Nachahmung empfohlen sei erwähnt, daß eine Zeitung drohte, künftig Sonderdrucke der vom Zensor gestrichenen Artikel ihren Abonnenten im Briefumschlag zuzusenden und dies in einem Falle — es handelte sich um einen energischen Einspruch gegen die Europaisierung von Reservisten — auch bereits ausgeführt hat. Das Erdbeben dieser Rückwirkung des Weltkrieges auf Indochina ist hauptsächlich als Folge der Mobilisierung der Kolonisten, der wirtschaftliche Ruin der Kolonie, während die Herausziehung der besten Eingeborenentruppen bei dem ewigen Aufwürgerlisten der wilden Bergvölker ernste politische Gefahren bringt. Uns kann es recht sein.